

<b>Zeitschrift:</b>	Freidenker [1908-1914]
<b>Herausgeber:</b>	Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
<b>Band:</b>	21 (1913)
<b>Heft:</b>	20
<b>Artikel:</b>	Zur Naturgeschichte Gottes : Flugblatt des Deutschen Freidenkerbundes
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-406381">https://doi.org/10.5169/seals-406381</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zur Naturgeschichte Gottes.

Flugblatt des Deutschen Freidenkerbundes.

In Gestalt frommer Redensarten geht allerlei Gedankenlosigkeit und Aberglaube um. Zum Beispiel sind bei feierlichen Anlässen, Familien- und patriotischen Gedenktagen folgende Schlagworte beliebt, die mit einem Blick nach oben salbungsvoll gesprochen werden: „Es hat dem Almächtigen gefallen...“ „Hier zeigt sich der Fänger Gottes...“ „Der Herr zeigt sich der Fänger Gottes...“ „Der Herr ist...“ Wenn 1813 Bonapartes Herrschaft zusammenbrach, wenn der Preuße mit seinem Bündnadelgewehr das Königgrätzer Blutbad anrichtete, und wenn Napoleon bei Sedan seinen Degen übergeben musste, so preist der Festredner den „Fänger Gottes“, der das so herrlich gefügt habe. Wer ist denn nun dieser Gott? Wohl, denke nach!

Aus dem Glauben an Geister, der sich in den ältesten und rohesten Zeiten bei allen Völkern findet, hat sich die Vielgötterei entwickelt. Bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, wie bei den Griechen und Römern winnelt es von Göttern und Göttinnen. Der Beruf dieser Himmelsbewohner besteht zum Teil darin, daß sie die Geschichte der Natur und Menschheit zu leiten haben. So gab es eine Gottheit der Luft und des Lebens, einen Gewittergott, eine Göttin der Liebe und Ehe, einen Schlachtengott usw. Je mehr man aber bei fortschreitender Geistesbildung die Natur und ihre Gesetze erkannte, desto mehr nahm die Zahl der Gottheiten ab, sowie überhaupt der Glaube an übernatürliche Wesen. Uebrig blieb schließlich ein Einziger — der „Herrgott“. Nach seinem Herrschergebot soll die ganze Natur verlaufen, ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unserem Haupte fallen. Man nennt ihn allwissend, allweise und allgütig. Nach dem Glaubenssatz der christlichen Kirchen soll er eine Person sein, die aus drei Personen besteht, so daß  $3 \times 1 = 1$  wäre, während doch unser Verstand behaupten muß  $3 \times 1 = 3$ !

Vom Christengott wird ferner gelehrt, daß er ewig und unabänderlich sei; aber welche Wandlung hat er durchgemacht, seit sich der altjüdische Jehovah entwickelt hat zum dreieinigen Gott des Christentums, wie ihn die Kirchenversammlung von Konstantinopel im Jahre 386 formulierte. Als man — schon damals verwundert war über den Widerspruch, in den hier der „fromme“ Glaube dem Verstande gegenübertritt, meinte der Kirchenvater Tertullian, den Verstand habe man dem Glauben bedingungslos zu unterwerfen: „Ich glaube es, weil es unsfahbar ist!“

Die Naturgeschichte eines unsfahbaren Gottes führt unvermeidlich dahin, daß man aufhört, an seine Existenz zu glauben. Wer heutzutage den Lauf der Dinge beobachtet und dabei nachdenkt, gelangt zu dem Ergebnisse: Es geht alles mit natürlichen Dingen zu, und es gibt keinen übernatürlichen Regenten, vielmehr gilt das Wort „Die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen“. Kein ehrlicher Arzt wird sagen „Gott hat meinen Patienten wieder gesund gemacht“, sondern etwa: „seine kräftige Natur hat ihm geholfen“ — oder „die Operation“ — oder „gute Pflege und Arznei.“ Der Herrgott, der sich durch Gebete dem Bittenden gnädig stimmen läßt, ist eine verhängnisvolle Einbildung, der Hinweis auf „Gottes Fügung“ oft ein Lückenbürger unserer Unwissenheit. Man kann beobachten, daß die Gottgläubigen meistens ihrem Gott solche Erzeugnisse zuschreiben, deren natürliche Ursachen sie nicht kennen, und daß demgemäß der Glaube an den himmlischen Regenten schwindet, je mehr die Menschen die Naturzu-

sammenhänge begreifen. Jemand stirbt, und die Verwandten bringen am anderen Tage eine Todesanzeige: „Gott dem Herrn hat es gefallen, unsere gute Großmutter zu sich zu nehmen“. Solche Ankündigungen — wo sie nicht Heuchelei bedeuten oder, wie gesagt, gedankenlose Redensart — könnten allenfalls folgendermaßen begründet werden: Es existiert — niemand weiß freilich wo — früher hieß es „im Himmel“, aber der ist ja nach unserer Sternkunde ohne besondere Platz — also es existiert irgendwo im Unbekannten und Unbegreiflichen ein Wesen, das über Alles in der Welt herrscht. Dieses Wesen beschloß, daß auf einem gewissen Teile des Weltgebäudes, genannt Sonnensystem, auf einem gewissen Teile dieses Sonnensystems, genannt Erde, in einer gewissen Gegend dieser Erde, genannt Deutschland, in einer gewissen Stadt dieses Reiches, nehmen wir an Berlin, eine im Norden dieser Stadt, Friedrichstr. Nr. so und so, Hinterhaus drei Treppen rechts, ein Mann namens Müller Herzähmung kriegen sollte. Und siehe, Herr Müller starb plötzlich! Hier muß es nun zunächst befremden, daß gleich eine einzige, letzte, ursprüngliche Ursache herhalten soll für ein Ereignis, ja für jedes der zahllosen Ereignisse. Wer nachdenkt, kann als Grund für Müllers Herzschwäche eine näher liegende Ursache finden, etwa Nahrungsstrengung, oder schlechte Ernährung, oder Verkalkung der Adern. Doch wenn wir Recht hätten, an einen persönlichen Urheber des Todesfalles und der anderen Schicksale zu glauben, so müßten es, der unendlichen Mannigfaltigkeit des Geschehens gegenüber, auch unendlich viele persönliche Urheber sein, und demnach hätte der alte Vielgottglauben noch eine größere Wahrscheinlichkeit als der Eingottglauben.

Im Jahre 1870 nach der Schlacht von Sedan sandte Wilhelm I an die Kaiserin Augusta eine Depesche, beginnend mit den Worten: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ Da drängte sich doch jedem Nachdenkenden die Frage auf: war es denn auch eine Fügung Gottes, daß durch die Schlacht von Sedan ein unbeschreiblicher Jammer über so viele tausende Familien gebracht wurde, welche den Verlust ihrer gefallenen Angehörigen zu beklagen hatten? Der Gottgläubige wird diese Frage wohl mit „ja“ beantworten müssen, riskiert dann aber die weitere Frage: Wie wäre diese Fügung Gottes in Einklang zu bringen mit dem Gebot Gottes: „Du sollst nicht töten“?

Trotz aller Widersprüche aber schreien die Theologen und Gottesgelehrten dem Volke zu: „Das war der Fänger Gottes!“ — Sie ähneln dabei dem fahrenden Ritter Don Quixote, der in allen ihm begegnenden Widerwärtigkeiten das Werk der bösen Riesen sieht; während die Theologen überall, etwas sei gut oder schlecht, ihren lieben Gott als Lückenbüßer darstellen. Über es ist mit dem Walten eines übernatürlichen persönlichen Gottes eine eigene Sache: nur die Unwissenden, nicht die Nachdenkenden, werden ihn gewahr, und anscheinend hält sich der Herrgott so ganz im Jenseits verborgen, daß man ihn nicht entdecken kann. Hier gilt wohl nicht das Wort der Schrift: „Suchet, so werdet ihr finden“, sondern: „Je mehr man ihn sucht, je mehr wird er schwinden!“

Schauen wir prüfend in unser alltägliches Leben, so finden wir, daß schwerlich ein Wort mit so viel Unvernunft gebraucht wird, wie der Name Gottes. Man denke nur an das Flehen der Christen, an die zahllosen törichten und schlechten Dinge, um die gebetet oder Gott gepriesen wird. „Gott sei Dank“ heißt es an allen Ecken und Enden — oder „so Gott will“... o grauenvolle Gedankenlosigkeit! Im Ringen für unser Wohl hilft kein Gebet zu dem vermeintlichen Herrgott, der es gnädig erhören soll, sondern einzig und allein natürliche

Hilfe — vor allem die Beherzigung des guten deutschen Sprichworts:

„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

## Die Sintflut.

Von Josef Röhrer (Basel).

Omnia pontus erant.  
Ovidius.

Nur wer so häufig in den alttestamentlichen Erzählungen sich ergeht wie ich, dem konnte der gestrige Traum aufsteigen. Ich schritt auf ein mir weltfremdes Bergdorflein zu, dessen schindelgedeckte, steinbeschwerte, schwarze Hütchen hingefauert am Boden hockten und sich zusammendrängten wie das Spieltartendorf eines Knaben. Am Eingang der engen Gasse stieß mir ein großes, abstehendes, rotangestrichenes Haus auf, der „Gasthof zur Sintflut“ nach Ausweis des mächtigen Holzschildes, auf dem, über einigen fünen, grünen Farbenfleckchen, ein ungeheures Heidelbergerfaß schwamm, rittlings, so weit es ging, von einem Mann in ellenlangem Bart geritten. Unter dem Mann aber, auf dem halb aus dem Wasser tauchenden Fazboden, standen die Verse:

Daß ich dies Weinfäß ausgesoffen,  
Bei Jahwe! es gereut mich nimmer.  
So bin dem Wasser ich entloffen:  
Noah, der erste Säuerer, Schwimmer,

Bald saß ich im rauchigen Erdgeschoßzimmer beim ersten Bockbier und beim zweiten und dritten, bis mir die braunen Fluten der „Sintflut“ zu Kopf zu steigen begannen und ich in schwere, nachdenkliche Träumereien verfiel. —

Was war das doch für ein furchtbare Weltenstrafgericht! Geheimnisvoll wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht klingt schon der Anfang (6 Mos. 5 ff.): „Als nun Jahwe sah, daß die Bosheit der Menschen groß ward auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens allezeit nur böse war, da bereute Jahwe, daß er die Menschen geschaffen hatte auf Erden und war tief bekümmert. Da sprach Jahwe, ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, hinwegtilgen von der Erde, sowohl die Menschen als das Vieh, das Gewürm und die Vögel des Himmels; denn es reut mich, daß ich sie geschaffen habe.“ Die Sintflut ist vor uralters geschehen, daher die Verschlechterung der Menschen; denn wenn laut kindlichen Völkersagen die Menschen in der seligen Urzeit glücklich und halbe Heilige gewejen, könnten sie sich seither nur verschlimmert haben, da die Zeitgenossen des Fluterzählers keine Tugendbolde werden gewejen sein. Wollte man einen Rechtsgrund finden zur Erbäufung so Vieler, dann bot sich diese Folgerung aus der Paradiesage von selber an. Auch Gottes Kümmernis und Reue, rein menschliche Leidenschaften, werden für diese Zeit verständlich: der liebe Gott war eben damals noch jung und stark noch in den Kinderschühen. Die steigende Verdorbenheit der Menschen ist eine alte Heidenfabel, die auf das goldene und silberne das ehrne verschlechterte Zeitalter folgen ließ, von dem der römische Dichter Ovid sagt: „Als drittes folgte darauf das ehrne Geschlecht, wilder an Sinn und behender zum grausen Waffenhandwerk, aber noch nicht verbrecherisch. Das letzte Geschlecht war von hartem Eisen. Da brach alle Bosheit herein: Die Schamfleß und das Wahre und die Treue, an deren Stelle sich Verzüglichkeit einfand, Hinterlist, Gewalttat und verbrecherischer Geiz.“ (Metamorphosen I 125. ff.). Jupiter selbst spricht eben da: „Nicht ein Haus nur verdient es, unterzugehn, wo die Erde sich ausstreckt tobti die Grinns... Alles rennt wie verschworen zum Unheil, alle so gleich denn sollen uns wie sie verdient, so willt die Ge-

rechtheit, büßen.“ (ebd. 290 ff.). Auch Hesiod im achten Jahrhundert singt vom eisernen Geschlecht:

„Doch wenn einer gereift und zum Jugendalter gelangt war,

Da nur wenige Frist durchlebten sie, Jammer er- duldend

Durch unsinniges Tun: nicht mäzigen gegen einander konnten sie freveln Trotz; auch nicht den Unsterblichen dienen

Wollten sie, noch die Altäre der Seligen ehren mit

Opfern

So wie Menschen gebührt nach den Sätzen. Diese

darauf nahm

Zeus der Kronide hinweg, denn er eiferte, daß sie

der Ehrfurcht

Mangelten gegen die Götter auf seligen Höhn des

Olympos.“

So Hesiod. Das ist die steigende Menschenbosheit vor der Flut; ein Gegenstück und Widerschein der Paradiesage im Sittenspiegel böser Gegenwart, ein richtiger Schluß aus falscher Voraussetzung. —

„Ich merkte kaum, daß die junge, dralle Magd mir verliebte Neuglein machte, so gedankenverunken war ich. „Bringen sie mir ein Altes Testament, Mädelchen!“ Sie kam mit einer schweren, messingbeschlagenen alten Schwarze zurück, die ich auffächlug: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, laßt uns ihm eine Gehilfin machen“ — ärgerlich suchte ich nach der Sintflut — „drei hundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit, dreißig Ellen hoch, bestreiche sie innen und außen mit Pech“. Allerdings Pech, wenn man von der Eva in die Arche gerät. Aber wie griezen denn einstmals die Tiere hinein? Dieser Noah mußte ein Vorfaire des Rattenfängers von Hammelr gewesen sein, um die Tiere aus allen Weltecken so unwiderrstehlich zusammenzupfeifen.

Die Gedankenverbindungen begannen zu springen, wie es im Halbtraum nun einmal Mode ist. — Wer erzählt uns denn eigentlich die Sintflut? Der heilige Geist oder Moses oder zwei drei unbekannte Juden? Das Letzte, denn die Bibelkritik der Gelehrten hat gefunden, daß der ganze Flutbericht ein Rock ist, aus den zerschnittenen Stücken zweier grundverschiedenen Tüche zusammengeknüpft und zusammengeklebt. Der eine Mann sagt für Gott immer Jahwe, (daher Jahwist genannt), der andre Elohim (daher Elohist getauft) und dies, nebst Andrem hat sie verraten. Man hab die Säze heraus, die jenes und dies Wort enthalten, nähte jedes zerschnittene Tuch nur aus seinen eigenen Stücken wieder zusammen und was man erwartet hatte traf ein: Die beiden so entstandenen Erzählungen sind jede von der andern unabhängig und eigen, ergeben einen völlig richtigen Erzählungszusammenhang, widersprechen sich aber gegenseitig in grundlegenden Dingen. Natürlich konnte es nicht ohne Wiederholungen abgehen, zwei Erzählungen über dieselbe Sache zu einer zusammenzuschneiden.

Der Theologe Gunkel sagt darüber: Zweimal wird erzählt, daß Gott die Bosheit der Menschen sieht (6,5 und 6, 11.12); zweimal, daß er dem Noah den Untergang der Menschheit durch eine Flut verkündet (6,17 u. 7,4); zweimal, daß Gott ihm befiehlt, in die Arche hineinzugehen (6,18 u. 7,1) samt seinem ganzen Hause (6,18 u. 7,1) und einer gewissen Anzahl aus allen reinen und unreinen Tieren (6,19. 20 u. 7,2) um sie am Leben zu erhalten (6,19 u. 7,3); zweimal hören wir dann, daß Noah in die Arche geht (7,3 u. 7,13) samt allen Angehörigen und Tieren (7,7—9 u. 7,13—16), zweimal, daß die Flut nun kommt (7,10. 11), daß die Wasser zunehmen und die Arche auf den Wassern schwimmt (7,17. 18); zweimal, daß alles Lebendige stirbt (7,21. 22), zweimal wird das